

46] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Ihre Augen schimmerten. Sie fing an zu weinen.

— Still doch! warnte ihre Unglücksgefährtin.

— Wir wollen mit ihr gehen, sagte Björk; und sein freundliches Gesicht verzog sich zu wunderlichen Grimassen.

— Hier! sagte das Mädchen und öffnete eine kleine Tapetentür nach dem winzigen Korridor, wo die Kirchenlampen brannten.

Sie stiegen schmale Hintertreppen empor und hörten Getöse, Gelächter, Gesang, Musik, Tanz und Seufzen, Flüche, Geflüster und Schluchzen hinter den grauen Mauern. Der Zimmetgeruch war überall, und die Fenster hatten Eisgitter.

— Hier! sagte Eve.

Und das Mädchen öffnete eine Tür, die bloß eine Nummer und eine schmutzige Visitenkarte aufwies. Es war ein Hinterzimmer, nach dem Hof hinaus, unmöbliert.

In einem flachen, schwarzen Sarg, der auf zwei niederen Holzböcken stand, ruhte ihre Landsmännin. Es war ein ganz gewöhnliches Antlitz, bleich, mit blauen Augenlidern. Der Mund war erstarrt in einem Lächeln; die Lippen waren leicht geteilt. Das Haar war üppiig und blond, mit einer Schattierung von Hellbraun an den Schläfen. Es wechselte unter dem Lichtschimmer.

Zu Häupten brannten sechs Kerzen, zu Füßen vier.

— Es sind echte Wachskerzen, Messieurs, von Sanft Anne, der Babash-Kapelle. . . Ich habe sie dort gekauft, weil Annie doch nach ihr hieß. Katholisch war sie ja freilich nicht, das weiß ich. Meinen Rosenkranz hab' ich ihr aber doch mitgegeben.

Zwischen den ineinandergefalteten Fingern sah man die Glieder und Perlen, und in die Handhöhle war ein kleines Kreuzifix gesteckt.

— Welch ein Haar! sagte die falsche Blondine und streichelte bewundernd die Strähne über der Stirn. — Und echt, Monsieur! fügte sie beträufelnd hinzu. Nicht, Eve?

— Ja.

Im Lichtschein sah man die nadelfeinen Falten in der weißen Stirnhaut. Auch die Mundwinkel wiesen dieselben winzigen Furchen auf.

— Jetzt ist es vorüber! dachte Bendel.

— Woher sie wohl stammen mochte? sagte er laut.

— Aus Jämtland vielleicht, sagte Björk.

— Warum gerade aus Jämtland?

— Ach — ich war einmal droben in Jämtland — meiner Lunge wegen — und da hab' ich eine gekannt, die ihr gleich sah.

— Aber sie ist es nicht?

Der Zahnarzt blickte Bendel gerade in die Augen:

— Nein, Gott sei Dank. Aber es hätte so gehen können.

— Ja. Das sind so Dinge, an die wir Männer in gewissen Stunden denken müßten!

Am Fußende des Sarges stand etwas wie ein Schemel — ein niederer Stuhl ohne Lehne —, ein rundes Rauchtablett aus Messing. Ein Häufchen Papierscheine und Silbermünzen lagen darauf.

Björk legte ein Goldstück zum anderen auf das Tablett. Der flackernde Reflex der vier Kerzen zitterte in dem gelben Metall.

— Es sieht fast aus wie ein Altar! sagte er.

Auch Bendel gab sein Scherflein:

— Ja. Und wir opfern.

Die Freundin der Toten dankte stumm. Dann sagte sie:

— Ich hätte gern eine Pflegerin gehabt aus dem Sanft Anna-Spital. Aber Madame wollte nicht. Wenn ich heut' nacht frei bin, werd' ich selber wachen.

— Woran ist sie gestorben? fragte Bendel, um etwas zu sagen.

Eve schüttelte den Kopf.

— Ich weiß nicht. Der Doktor hat etwas aufgeschrieben für die Leichenbeschauer. Schon um zwölf sind sie gekommen

und wieder gegangen, ohne ein Wort zu sagen. Annie ist nur drei Tage lang krank gewesen — es kam so plötzlich — irgend etwas im Unterleib . . .

Sie gingen. Unter der Tür wandte Bendel sich um. Er stutzte unwillkürlich. Denn er sah jetzt, was zum Fuß des Opfertabletts diente. Ein Bidet war es.

Vor dem Haus flammten zwei elektrische Sonnen mit blendendem Schein. Es waren die Lampen des Autos, das auf die „Zirkusgäste von oben“ wartete.

Der Lichtschein zeigte unbarmherzig die Feuchtigkeitsflecken des Wandberwurfs, die vertrockneten Blätter der Reben, das verfallene Staket und die Mauselöcher auf der Treppe. Schwach hörte man noch von drinnen das mechanische Klappern des Professors, und in den Kleidern saß der Zimmetgeruch.

Sie gingen rasch nordwärts. Die Ruine des Postgebäudes zeichnete sich gegen einen zerrissenen Mond zwischen Wolkenfetzen ab, und Helge dachte plötzlich an die zusammenstürzenden Mauern, die Frank Holme begraben hatten. Auch ein anderes Bild noch arbeitete in seinem melancholischen Bewußtsein; aber es wollte nicht recht hervortreten. Es war irgend etwas mit dem Tod, und er hatte es empfunden, als er dort oben in dem jämmerlichen Bordellzimmer stand. Es war der Rosenkranz. Und noch etwas — ja, jetzt hatte er's. Undeutlich war durch sein Gehirn die Erinnerung an den Beerdigungstag der Großmutter gefahren, als das Mädchen von der barmherzigen Schwester gesprochen hatte. Er hatte die schwarze Nonne an Dreifels Bett vor sich gesehen, und den Alten, wie er sein leeres Sieb schüttelte, über das der silberne Bart floß.

Es war spät; aber Dearborn wimmelte von Menschen. Sie bewegten sich alle in der Richtung nach Monroe Street zu. Und von Madison strömten andere ihnen entgegen. Dort, in den zwei Zeitungsecken, vor „Tribune“ und „Inter Ocean“, war eine Stodung, und ein Gemurmel stieg und strömte über die Häupter der Menge hin. Von den Dächern spielten die Scheinwerfer.

— Was ist das? rief Björk.

Auch Helge empfand die Neugier wohlthuend nach dem niederstimmenden Eindruck. Es pulsierte wieder Leben durch die Nacht. Sie drängten sich durch. Sie sahen, wie von den Altanen der Redaktionen Laufzettel ausgeworfen wurden und umflatterten gleich einem Schneefall von weißen Fetzen. Jetzt sah man an der Stelle, wo die Neuigkeiten der Nacht ausgegeben wurden, eins der großen Transparente. Es war das Stabteleogramm vom Burenkrieg. Aber das war es nicht, nach dem die Gesichter sich wandten und die Hände deuteten. Es war ein anderes, auf der anderen Seite, um die Ecke, an der Fassade der Querstraße. Das Murmeln stieg und fiel, manchmal klang es wie ein Jubel — was war es?

Sie bogen ein. Und da, auf der gestrafften, weißen Leinwand, lasen sie in Skioptikonschrift:

Der Corner geprengt!

Reuter gestürzt!

Armour siegt!

Die Bären wild vor Freude!

Die kleinen Extrablätter gaben kurzgefaßte Einzelheiten. Bei einer Mitternachtsversammlung, die mit Rücksicht auf den europäischen Zeitunterschied vor dem Markt des nächsten Tages zur Notwendigkeit geworden war, hatte der Spekulant kapituliert. Die Unterbilanz soll, wie es hieß, zweiundzwanzig Millionen betragen. Reuters Teil deckte der Vater. Die Börse wurde zur selben Zeit wie immer eröffnet. Keinerlei Panik. Interviews mit den hervorragendsten Maklern würden bereits in den ersten Morgenausgaben veröffentlicht werden.

— Leih' mir zweihundert Dollar, sagte Bendel plötzlich entschlossen; ich reise heim. Auf einen Wechsel, oder wie Du willst.

— Aber gern, gab Björk entzückt zurück, gern, alter Freund! Das ist doch nun einmal wirklich und richtig Amerika!

Rund um sie her schwakte in fieberhafter Fröhlichkeit

Die Menge, wiederholte Namen und Zahlen. Aber es war nicht mehr das Loben und Schreien der Börse; der Weizenkönig war in seinem eigenen Lärm ertrunken. Sein Name würde rasch ausgelöscht sein. Am deutlichsten unterschied man in dem Gewimmel und Menschengedränge zwei Worte:

Stier — — Bär — — —

Und auf den Nachttrambahnen erklangen noch weit nach Norden zu hohnlachend vor dem Wind die beiden Kampfworte:

— Stier — — Bär.

9.

Novembernebel hüllte Chicago ein. Schon früh am Vormittag funkelten durch das Grau die Dunstpunkte der Laternen und die Lichtflecken der Fenster; über den Bogensteletten der Hängebrücken leuchteten rote Warnungslaternen, und der Fluß war voll von im Nebel versteckten Schiffen, die angstvoll heifere Signalarufe ertönen ließen. Auf dem Asphalt der Straßen lag ein kalter Schweiß von schleimiger, braungrauer Herbstnäße, in den Millionen Füße ihre haften Stapsenabdrücke setzten.

Es war Vendels letzter Tag in der unheimlichen Stadt, der letzte Tag einer zehnjährigen Festungsstrafe. Und jetzt würde er reisen.

Mit einem Schauer hatte er seinen Koffer gepackt. Keine Reliquien aus der alten Heimat waren mehr darin. Die wenigen Wertgegenstände, die er besessen hatte, waren in dem ersten Hungerjahr von den Pfandleihgeschäften in der Clark Street verpfändet worden. Und Wäsche und Kleider waren ja längst verbraucht. Ein paar Kindermärchenbücher und ein paar Photographien — das war noch das einzige. — Jetzt reisen wir heim! sagte er zu ihnen; und ihm war, als glitte ein Schimmer über die blaffen Wangen der paar Sachen. Zum letztenmal sah er sich in seinem Zimmer um. Im Kamin war alles zu Asche verbrannt — alles. Nur ein Einzigestes hatte er nicht verbrennen können — hatte es nicht übers Herz gebracht. Das war der kleine silberne Anhänger, den er von Billy Fanchetti erhalten hatte, die Laterne mit dem Rubinauge, die ihm leuchten sollte. Die wehrte sich — es war, als könne sie sprechen, würde lebendig, häte ihn mit zarter Stimme um ihr Leben: laß mich bei dir — nimm mich mit ich hab nichts Böses getan! Und er legte das Ding in Watte und packte es in eine kleine Schachtel, die er in Papier wickelte und versiegelte und mit einem Datum überschrieb. Darauf begrub er den kleinen Sarg im tiefsten Kofferwinkel.

Zum letztenmal Frühstück bei Frau Brantstrom. In dem grantalkten Zwielicht brannten die Gasflammen gleichsam fröstelnd und krümmten sich blau gefroren zusammen zu kleinen Lichtkegeln. Die Reihen der vom Schicksal gezeichneten, Verdammten und Verbannten hatten sich gelichtet. Göransson, der Erfinder, und Bergenwall, der Bildhauer, waren in Irrenhäusern in einer der Vorstädte eingesperrt, der Agent Youngberg war verschwunden, von Fräulein Nilsson hieß es, sie „hätte Unglück gehabt“ — was man sich denken mochte, wie man wollte. Sie ließ sich nicht mehr blicken, war aber doch noch da. Ein paar Längensichte hatten von daheim Verzeihung und das Geld zur Rückreise erhalten; andere hatten neue Arbeitsmärkte aufgesucht. Mc Kenzie war tot. An einem trüben Nachmittage mit schwerem, schluchzendem Himmel und einem Fieberschauer von gelben Blättern der erstorbenen Parks auf der regendurchweichten Erde hatte er sich auf einer Bank ausgestreckt und eine kleine, weiße Kapsel in den Mund gesteckt. Die Absätze seiner Lederschuhe trommelten einen kurzen Marsch auf dem Eis und das morphiumblasse Antlitz ward mahlblau. Die Photographie eines Varietémädchens in seiner Brusttasche erklärte das Defizit in der Kasse seines Prinzipals.

Und Hannover! Ganz unerwartet hatte der Doktor eine alte Kollegin vom Institut geheiratet. Sie war eine gut situierte Massense und glich Maurik — sie hätte seine Schwester sein können. Die zwei taten sich zusammen und zogen hinauf nach Lake View, dem Faubourg Saint-Germain der schwedisch-amerikanischen Elite.

Aber Sundstedt war noch da. Mit zitternden Whiskyfingern fuhr er sich über die rötlichen Spritaugen, die feuchtgeschwollen ins Licht blinzelten. Bitternd vor Alkoholanst und Nervosität versuchte er mit Selge zu scherzen.

— Meine Augen — stotterte er hervor — grüßen Sie mir die alte Mutter Svea . . . von ihrem Sohn . . . ihrem immer durstigen Sohn . . . Kluck, kluck . . .

Die Worte kamen heraus wie das Klacken aus einer Flasche.

Griff sah schweigend und verstimmt da. Er trauerte ganz ehrlich über die Trennung, die, wie er instinktiv ahnte, eine endgültige war. Das feine, vergrämte Antlitz, dessen jugendliche Farbe seltsam abstach gegen die ergrauenden Schläfen, war gesenkt, und die Augen blickten schwermütig in die Ferne. Seine kleine Musikerhand rollte gedankenlos einen Serviettenring hin und her, und dazwischen murrte er einsilbige Ausrufe vor sich hin:

— hm — ja — na ja — hm . . .

Er wollte nicht zeigen, wie niedergeschlagen er war. Zu Neujahr wollte er selbst fort; er hatte den Antrag nach New Orleans angenommen.

— In Schweden sehen wir uns wieder! sagte Selge. Hugo wandte den Kopf ab.

— Gewiß, alter Junge — gewiß!

Er wollte noch an den Zug kommen.

Die alte Frau Brantstrom wollte Vendel für die verfloffenen Jahre danken, indem sie ihm in einen Etkorb ein Reisefrühstück einpackte. Dabei fügte sie hinzu:

— Ich habe einen alten Bruder, der auf der Bellmannsstraße einen Spezereihandel hat; falls Herr Vendel ihn einmal aufsuchen möchte . . . Obgleich wir uns ja natürlich nicht mehr schreiben, schon seit achtzehn Jahren . . .

Zum letztenmal ging er die Clark Street hinunter, die Straße der Hoffnungslosigkeit. Der Nebel verhüllte die häßlichen, armfeligen Fassaden, aber vereinzelte, fleckige Schilder schienen hindurch und eine oder die andere Fensterede, von einer zerfetzten Gardine bedeckt, wies ihr zerprüngenes Glas und ihre zerbrochenen Rahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Krise.

Zeitbilder von Sepp Dexter.

(Schluß.)

3.

Von der vergeblichen Arbeitsjude kam er nach Hause. Dem Blick seiner Frau wollte er ausweichen. Aber sie hielt ihm glückstrahlend eine Postkarte unter die Augen. Er las:

„Auf Ihre neuliche Anfrage um Beschäftigung als Polierer teilen wir Ihnen mit, daß gegenwärtig eine Stelle bei uns zu besetzen ist. Wenden Sie sich unter Vorzeigung dieser Karte in unserem Einstellungs-bureau.“

Sie hatte beim Lesen glücklich lächelnd ihren Mann angeschaut. Auch über sein Gesicht ging ein Hoffnungsschimmer. Er drückte seine Frau leise an sich. Dann setzte er den Hut auf und ging. Als er durch die Straßen schritt, sahen ihm die Welt ein ganz anderes Aussehen gewonnen zu haben. Des Regens, den ihm der Dezembersturm ins Antlitz peitschte, achtete er nicht. Leicht, elastisch wie früher ging er seines Weges. Als er in die Straße einbog, in der die Fabrik lag, trat ihm ein Mann entgegen und sprach ihn an:

„Kollege?“

Er blieb stehen.

„Suchst Du hier Arbeit?“

„Ja, ich habe eine Karte gekriegt.“

„Wir streiken, Kollege.“

Diese letzten Worte fielen ihm schwer auf das Herz. Aber keinen Augenblick besann er sich. Die Karte, die er mit der Hand in seiner Tasche festgehalten hatte, zog er heraus und zerriß sie. Der Streikende gab ihm noch eine kleine Aufklärung. Der Fabrikleiter wollte, trotzdem der Betrieb unter der Krise, infolge glücklicher Umstände, nicht zu leiden hatte und genügend Aufträge vorlagen, die Zeit ausnützen und die Löhne um fast ein Drittel herabsetzen. Auf die Bitte der Arbeiter, doch davon abzusehen, wurde ihnen erwidert, wenn es ihnen nicht passe, könnten sie gehen; er beläme auf jeden zehn andere Arbeiter, die froh wären, Beschäftigung zu jedem Lohn zu erhalten. Die Arbeiter hätten dieser Erpressung nicht nachgeben können, um so mehr nicht, als die Fabrikleitung ausdrücklich und unterschriftlich den Tarif anerkannt habe. So sei es zum Streit gekommen.

Der Arbeiter ging wieder nach Hause. Auch auf diesem Wege war ihm frei und leicht zu Mute. Zu Hause angelangt, hingen die Blicke seiner jungen Frau sofort in hoffender Frage an ihm. Er antwortete ruhig:

„Da wird gestreikt!“

Aus dem Gesicht der Frau wich das Blut und Tränen traten in ihre Augen:

„Und deshalb wolltest Du nicht anfangen?“

Eine kleine Wolke des Unmutes zog über sein Antlitz:

„Aber Erna!“

Sie schwieg und ein harter, bitterer Zug legte sich um ihren Mund. Da sah sie an der Hand, schaute sie ernst an und fragte:

„Bist du ein ehrlicher Arbeiter zum Mann haben — oder einen Lumpen?“

Der bittere Zug um ihren Mund verschwand sofort; schmerzliche zwar, aber doch glücklich, lächelte sie zu ihm empor.
„Ich bin ja dumm! Wir werden schon hinüberkommen über diese Zeit.“

4.

Sie sahen alle um den Küchentisch: der Vater, die Mutter und die drei Kinder, ein Mädchen von zwölf Jahren und zwei Buben von zehn und sieben Jahren. Alle nähten sie Knöpfe auf Kartons auf. Am ungeschicktesten dabei war der Vater. Sie arbeiteten emsig und schweigend. Im Küchenschrank lag ein Kräft und tauschte Wärme vor. Die Mutter und die Kinder aber hatten bunte Tücher um den Kopf und die Brust gebunden. Nur der Vater saß in Hemdsärmeln da und redete hier und da sich selbst und den Kindern ein, daß es fürchtbar warm wäre. Als ihm wieder einmal die Nadel nicht durch den Karton gehen wollte, warf er die Arbeit hin und lachte in bitterem Humor auf:

„Ja, Kinder, dazu sind meine Hände nicht geschaffen. Himmel, da schaut her“ — er zeigte seine großen, schwieligen Hände — „da hinein gehört die Zimmermannssohl und keine Nähnadel!“

„Lach es nur sein, Vater“, sagte ruhig die Frau, „wir werden auch so fertig zum Viesern.“

„Und ich schau zu, wie Du und die Kinder ein bißel Brot verdienen!“

„Das ist halt nicht anders jetzt“, meinte die Frau.
„Aber so sollte es nicht sein!“ rief der Mann und schlug auf den Tisch, daß die Knöpfe in Aufruhr gerieten.

„Kannst Du's ändern?“

„Ich nicht — aber wir alle und wir müssen's ändern!“

„Das glaub' ich schon, daß Ihr es wollt. Aber bis dahin —“

„Sollen sie wenigstens sorgen, die Herren, daß man für Frau und Kind was zu Inabbern hat. Kann ich für die Krise? Aber leiden tut Ihr und tu ich am meisten darunter. Ist das nicht eine Affenschaube, daß ich mit meinen kräftigen Armen hier hoch und zu sehen muß, wie Ihr mein Brot verdient?“

„Es ist ja gegangen, Vater, so lange Du noch Nicht ausgesteuert warst.“

„Die Unterstützung hat uns gehalten — aber was ist Unterstützung! — Arbeit, Arbeit — die braucht der Mensch!“

„Es geht noch, Vater — noch verhungern wir nicht. Nur die Kinder —“

Die Frau schwieg und fuhr sich mit der Schürze schnell über das Gesicht. Der Mann sprang auf:

„Eine Schand' ist's mit dieser Welt! Ja, die Kinder — da haben sie einem Freud' gemacht das ganze Jahr hindurch und jetzt kann man ihnen nicht einmal zu Weihnachten —“

Die Kinder schauten zu ihrem Vater auf. Es lag soviel Sorge schon, so viel Hoffnungslosigkeit in diesen Kinderangen, daß auch dem Vater die Augen feucht wurden. Er griff wieder nach dem Karton mit den Knöpfen. Aber seine Hände zitterten vor Erregung. Die Mutter schaute nach ihm hin. Endlich sagte sie:

„Trude, geh' mal näher zur Nachloshy'n, ob sie nicht für'n Vater die Zeitung ein wenig übrig hat.“

Das Mädchen stand auf und ging. Nach kurzer Zeit kam es zurück und gab dem Vater die Zeitung. Der legte die Arbeit wieder aus der Hand und griff nach dem Blatt. Er las. Ein Leuchten ging über sein Gesicht. Er nahm das Blatt dicht vor die Augen. Dann sprang er auf:

„Kinder — es gibt noch Menschen! Es gibt Kollegen, Genossen, Brüder!“

Die Mutter und die Kinder legten die Arbeit aus den Händen und schauten verwundert zum Vater auf. Der las ihnen stotternd und voll Erregung den Aufruf vor, der zu Sammlungen für die ausgesteuerten arbeitslosen Kollegen aufforderte.

„Ihr werdet Eiere Weihnachten haben, Kinder! Die Kollegen und die Genossen helfen!“ rief er.

Da ging ein großes Hoffen über die harmvollen Kindergesichter, ein Strahl von Freude brach aus ihren Augen hervor. Dann nahmen sie mit der Mutter die Arbeit wieder auf.

Tiere im Winterschlaf.

Das Wesen des Winterschlafs der Tiere ist in vielen wichtigen Punkten noch ungeläutert. Man weiß, daß z. B. viele Säugetiere sich dabei zum Schutze gegen die Kälte zusammenkugeln, wodurch Eingeweide, Lufttröhre und Lungen zusammengedrückt werden. Dadurch wird die Atmung fast ganz unterbrochen, der Kreislauf des Blutes sehr verlangsamt, die Verdauung ist fast ganz gehemmt und die Körperwärme bedeutend herabgestimmt. Alles das ist aber noch keine genügende Erklärung für die seltsame Tatsache, daß Warmblüter viele Monate hindurch in vollkommener Lethargie, gewissermaßen scheintot, monatelang vegetieren können, ohne daß die organischen Funktionen dadurch irgendwelchen Nachteil erleiden. Kehrt das Frühjahr zurück, so erwachen die Winterschläfer, erholen sich außerordentlich schnell von ihrer Lethargie und gehen alsbald auf Nahrung aus. Es muß sich bei den Tieren, die in scheinbarem Zustande einen ununterbrochenen Winterschlaf halten, wohl um einen Zustand zeitweiliger Lähmung der Funktionen handeln; denn die früher viel vertretene Anschauung, daß das schlafende Tier gewissermaßen von seinem im Sommer angelegten Fett zehre, ist schon

deshalb nicht haltbar, weil die Ansichten der Naturforscher über den körperlichen Zustand der großen Winterschläfer, wie der Bären, nach beendeter Schlafzeit durchaus voneinander abweichen. So behaupten die Prariejäger im Westen der Union und Kanadas, wo der Bär noch sehr zahlreich ist, daß Meißter Pelz im Frühjahr, wenn er sich torkelnd aus seinem Winterlager erhebe, erheblich feister sei als zur Sommerzeit. Er nehme sogar an Körpergröße sehr schnell ab, sobald er sich wieder in Bewegung setze, um seine sommerlichen Jagdzüge anzutreten.

Auch bei niederen Tierarten, wie Schlangen, Fröschen, Kröten und Fledermäusen läßt sich von einem Fettanfang zur Zeit des Winterschlafes nichts finden. Es ist deshalb fraglich, ob jene überwinterten Tiere, die tatsächlich Fett ansetzen, das tun, um durch dessen langsame Absorption den Nahrungsmangel während des Schlafes auszugleichen; oder ob nicht vielmehr dieses Fettpolster nur ein wärmendes Kleid für die Zeit des Schlafes darstellt. Suchen doch alle Winterschläfer möglichst warme Plätze auf, um sich dort zu verkriechen. Das gilt nicht nur für den größten Winterschläfer, den Bären, sondern auch für die kleineren Säugetiere, wie Igel, Hamster, Murmeltiere, Beuteltiere usw. Die letzteren verkriechen sich je nach ihrer Eigenart entweder in Baumhöhlen, in ausgehöhlten Stümpfen, in Wurzellöchern oder in Felspalten. Daß der Hamster sich in seinem kunstvollen Bau zum Winterschlaf niederlegt, ist bekannt. Murmeltiere ziehen sich in tiefere Erdlöcher zurück, die sie selbst graben. Während des Sommers leben sie bekanntlich gleichfalls in Erdlöchern; sie vertiefen diese jedoch, wenn der Winter beginnt. Die Pelzjäger, die die Schlupfwinkel dieser kleinen Tiere kennen, wissen sie aufzustöbern, und es ist ja neuerdings erst bekannt geworden, daß durch tungusische Pelzjäger die Pest in die Mandschurei eingeschleppt worden ist.

Fast alle Reptilien und Amphibien überwintern im Schläfe. Schlangen wickeln sich zu dichten Knäueln oder Ballen in Erdlöchern oder hohlen Bäumen zusammen und schlafen friedlich mit Arten zusammen, die sie in wachem Zustande aufs heftigste bekämpfen. So findet man Ringelnattern und schwarze Vipern innig zusammengeballt, die im Sommer tödliche Feinde sind. Wie die Tiere sich beim Erwachen verhalten, wäre zu wissen deshalb sehr interessant, ist aber noch nicht geklärt. Alligatoren, Krokodile und kleine Eidechsen kriechen ebenso wie Frösche und Kröten tief in den Schlamm; auch die Insekten, die ja fast durchweg überwintern, verbergen sich in Nischen und Spalten. Der Alligator hat dabei die sonderbare Gewohnheit, ein großes Stück Holz zu verschlucken, bevor er sich zum Schläfe niederlegt. Alligatoren, die im Frühjahr erlegt wurden, wurden noch mit dem Stück Holz im Magen aufgefunden. Vielleicht nimmt das Reptil diese harte Substanz in sich auf, um dem Magen einen Inhalt zu geben, der dauerhaft ist. Bemerkenswert dabei ist, daß keine andere Kreatur, auch in wachem Zustande solange ohne Nahrung existieren kann wie der Alligator.

Der Winterschlaf ist nicht bei allen Tieren von gleicher Intensität. Viele Winterschläfer, zu denen auch die Bären gehören, erwachen zeitweilig, nehmen auch gelegentlich, sofern sie erreichbar, etwas Nahrung zu sich und schlafen weiter. Ein charakteristischer Vertreter dieser Halb schläfer ist der Hamster, der im Winter seine während des Sommers aufgespeicherten Vorräte verzehrt. Auch die Eichhörnchen verfahren ähnlich; dagegen schlafen z. B. die Fledermäuse ununterbrochen bis zur warmen Jahreszeit. Kommt der Winter, so hängen sie sich mit Hilfe kleiner Krallen, die sich an einem der Gelenke jedes Flügels befinden, aneinander und tragen gegenseitig ihr Gewicht. Der amerikanische Zoologe Professor Browne, der als eine Autorität in dieser Frage gilt, behauptet, daß während des Winterschlafes oft zahllose Fledermäuse in hohen Baumstämmen und Felspalten dicht zusammengebrängt aneinander hängen. Er hat oft Bündel von 60 Fledermäusen entdeckt. Dabei können die Tiere während des Winterschlafes unglaublich tiefe Kältegrade ertragen. Bekanntlich sinkt im Innern Nordamerikas, vor allem in Kanada, die Temperatur im Winter auf 50 bis 60 Grad Celsius unter Null: Temperaturen, die zu den niedrigsten gehören, die überhaupt auf der Erde vorkommen. Browne fand bei solcher Kälte die Flügel der außenhängenden Fledermäuse so erstarret, daß sie bei der Berührung wie Eisgassen brachen. Einige dieser Tiere wurden dann durch Anwendung von Wärme halb wieder ins Leben zurückgerufen. Säugetiere vermögen natürlich so abnorm niedrige Temperaturen nicht zu ertragen und erfrieren. Immerhin kann das virginische Murmeltier bei der stärksten Winterkälte, wenn es aus seiner Höhle ausgegraben wird, wie ein Ball hin und her geworfen werden, ohne daß es eine Spur von Leben zeigt. Dauert aber das Spiel mit dem zusammengeballten Tier längere Zeit, so daß sein Blut in Zirkulation gebracht und die normale Körpertemperatur erreicht wird, so zeigt es wieder Spuren von Leben und wacht, sofern man es nicht in Ruhe läßt, schließlich ganz auf. Sich selbst überlassen, fällt es aber alsbald von neuem in Winterschlaf. Auch die kleinen Waisbären, diese possierlichen Tiere, die man bei uns aus den Zoologischen Gärten kennt, kriechen in Haufen zusammen, wenn sie sich zum Winterschlaf hinlegen. Sie wählen dazu meist hohle Bäume.

Der Winterschlaf ist dem natürlichen Schlaf trotz mancherlei Verschiedenheiten ähnlich. Es ist etwa ein Stadium, mit dem zu vergleichen, in das der Mensch verfällt, wenn er in der Kälte eingeschlafen ist und allmählich der Erstarrung entgegengeht. Der Körper kühlt sich dann ab, der Blutkreislauf verlangsamt sich und

die Reizbarkeit der Organe verringert sich mehr und mehr. Wird der Mensch dann nicht durch künstliche Atmung belebt, so erfriert er, während das Tier im Winter Schlaf in diesem Zustande der Halberstarrung wochen- und monatelang ohne Gefahr verharren kann.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Ueber Kunstfälschungen sprach Emil Waldmann in der von der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ veranstalteten Vortragsreihe. Kunstfälschungen habe es gegeben, solange es eitle Menschen gibt, die ein Museum oder eine Privatsammlung mit lauter „großen Namen“ vollstopfen wollen. Bei dem enormen „Bedarf“ an Werken mit berühmten Namen bleibt ja gar nichts anderes übrig als die Fälschung. Wenn ein Corot auch 5000 Bilder, ein Delacroix vielleicht noch mehr gemalt hat, so reicht das doch lange noch nicht aus, um allen den Leuten, die sich einbilden, einen Corot haben zu müssen, ein echtes Stück zu liefern. In gewissem Sinne ist die Fälscherei sogar ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit gegenüber jenen Snobs, die einen lebenden Maler niemals unterstützen würden, die aber beim Hotelportier, im Hinterzimmer eines Barbierladens oder beim Trödler für 500 M. einen echten Raffael ersehen zu können glauben. Gelegenheiten solcher Art gibt es keine mehr. Wer das noch glaubt, ignoriert die fundamentale Tatsache des modernen Kunsthandels, der, was alte Kunst anbetrifft, ja keine Ware hat und mit allen Mitteln des modernen Kapitalismus hinter jedem nur erreichbaren Stück her ist.

Die Technik des Fälschens, die sich immer mehr vervollkommen hat, so daß, wie Waldmann satirisch bemerkt, der Kenner jetzt schon von dem Fälscher zu lernen hat, schilderte er an den drei sensationellen Fälschungen des letzten Jahrhunderts: der Florentiner Tonbüste des Bastianini, der Tiara des Seitaphernes, die beide vom Louvre in Paris angekauft waren, und der ebenso weltberühmt gewordenen Florabüste, die zu den Schätzen des Kaiser-Friedrich-Museums zu zählen, wie das Vergnügen haben. Bei dem ersten Fall: der Florentiner Renaissanceterrakotta, die in den 60er Jahren in Paris zum Verkauf kam, war die Aufmachung noch ziemlich primitiv. Da war die Sache mit der Tiara des Seitaphernes schon geschickter angelegt. Derselbe Goldschmiedearbeiten gibt es fast gar nicht mehr, die wenigen noch vorhandenen Stücke sind jedenfalls so gut wie gar nicht zugänglich. Eine griechische Goldschmiedearbeit, die in Südrußland auftaucht, ist immerhin schon ein Fortschritt gegenüber der aus Florenz stammenden Florentiner Büste, obgleich es richtiger gewesen wäre, sie aus einer bei Tunis gestrandeten Galeere aufzufischen. Diese beiden Erwerbungen des Louvre waren überhaupt viel zu gut erhalten. Die Tonbüste war ganz unbeschädigt und der Helm des Seitaphernes hatte nur an der mit Ornamenten nicht bedeckten Rückseite Beulen.

Im Vergleich dazu genügt unsere Flora allen Anforderungen, die man an eine mit allen Mitteln der Neuzeit hergerichtete Fälschung stellen kann. Sie kommt aus England, wo ja alles Herkommen kann, wurde ausgegeben als eine Wachsbüste aus einer Zeit, aus der es nur ein paar Wachsbüsten gibt, die übrigens auch bezweifelt werden, und ist gehörig beschädigt. Nur das Gesicht ist ganz, was den Verteidigern ihrer Echtheit die Behauptung erlaubt, die Sache sei später überarbeitet worden. Bei der Aufdeckung sind bei der Flora genau wie in den früheren Fällen, die Tatsachen immer nur nach und nach und nur teilweise bekannt geworden. Die Kenner behaupteten, die Büste sei ein Vollguß, der Sohn des Lucas, der die Flora gemacht hat, erklärt, es sei ein Hohlguß. Man sieht nach und er hat recht. Er behauptet, sein Vater habe sie ausgegossen mit einem alten Stoff und man findet ihn in der Büste. Die Kenner stellen fest, die Büste sei aus Paraffin gemacht und der Sohn des Lucas erklärt, daß sein Vater alte Paraffinkerzen angulauften pflegte. Er erzählt, die Büste sei nach einem alten Bild modelliert; das bis dahin unbekannte Bild wird aufgefunden usw. In den beiden Fällen des Louvre hat die Verwahrung, als sie keinen Einwand mehr machen konnte, die Fälschungen schließlich stillschweigend zurückgezogen; in Berlin, meinte Waldmann, ohne vielleicht doch ganz richtig orientiert zu sein, hat man auch schon das Schild mit der Aufschrift Bionardo beiseite getan und überläßt es der spekulativen Phantasie, die Flora des Lucas mit einem „großen Namen“ auszustaffieren.

Kulturbilder.

Die Rüte des Puhweibchens, Maurice Lebel, der das bürgerliche Puhweibchen kennt, gibt im Pariser „Journal“ folgendes Zwiegespräch zum besten: Sie: Du hast noch nicht einmal bemerkt, daß ich mir diesen Winter noch nichts habe machen lassen. Er: Das ist wirklich wahr. Sie: Es ist das erstemal seit Jahren, daß ich in solch einer Notlage bin! Er: So darfst Du nicht sprechen. Man würde glauben, daß ich Dich hindere... Sie: O, durchaus nicht; ich lasse mir nichts machen, weil ich finde, daß ich diesen Sommer viel ausgegeben habe... Er: Sehr vernünftig; Du hast Dir auch wirklich nicht wenig

Kleider gemacht... Sie: Nicht wenig Kleider! Im ganzen ließ ich mir drei machen; die anderen sind doch nur abgeändert. Ja, wenn ich so wäre wie die anderen Frauen!... Nein, der Grund ist, daß mich das alles nicht mehr reizt; die Moden von heute gefallen mir nicht. Und soll ich mir etwa ein Schneiderkleid machen lassen? Ich habe mein blaues vom letzten Sommer, das an Tagen, an welchen es nicht zu kalt ist, mir noch recht gute Dienste tun kann. Er: Und es ist in Paris wirklich nie recht kalt... Sie: Nur nicht übertreiben, bitte; ich kann Dir die Versicherung geben, daß mir gestern vormittag trotz meines Fuchspelzes nicht warm gewesen ist!... Ich habe dann noch mein graues Reisekleid. Er: Ah, entzückend... Sie: Jawohl, aber für eine Stadt wie Paris nicht zwei Pfennig wert. Dann habe ich mein gestreiftes Kleid vom vorigen Winter, das ja sehr warm ist... Er: Ich hätte es sehr gern. Sie: Es ist aber ganz unmodern. Aber das macht nichts; Du siehst, ich trage es. Ich trug es wenigstens vorige Woche... Aber im Grunde ist doch alles nur Frage des Sichgewöhnnens... Je mehr Kleider man hat, desto mehr will man dazu haben... Wenn ich sehe, wie Antonie den ganzen Tag zu Anproben geht, bald zu der, bald zu jener Schneiderin... Er: Habe ich das nicht längst gesagt? Sie: Es ist wahr. Du hast recht. Das ist verrißelste Zeit... Ich gehe jetzt fort. Weiben wir heute abend zu Hause? Er: Wädest Du gern ausgehen? Wir könnten ja ins Cabaret gehen! Sie: Nein... Ich habe mein schwarzes Kleid nicht zu Hause... Wenn es geändert sein wird... Auf Wiedersehen, Liebster. Er: Marie doch einen Augenblick; Du hast es doch nicht so eilig... Sie: Doch, doch. Ich habe einen Haufen Besorgungen zu machen. Zuerst muß ich zu Frau Godard gehen und fragen, ob sie die Mantelstoffproben, die sie mir zeigen sollte, bekommen hat... Er: Dann? Sie: Dann ins Warenhaus... Ich brauche Seidenmuffelin als Ueberwurf für mein grünes Kleid... Er: Dann? Sie: In ein kleines Geschäft, das man mir empfohlen hat; es soll dort einen blauen Libertystoff, der für mein blaues Kleid passen würde, geben. Er: Und dann? Sie: Dann will ich den Kürschner fragen, ob er mir meinen Fischottermantel, der mir nie so recht gefallen hat, ändern kann... Dann gehe ich zur Modistin; ich kann doch nicht ewig einen Winterhut tragen, und wir sind schon im Dezember... So muß ich 'rumrennen... Du kannst Dir gar nicht denken, wie mich das langweilt... Auf Wiedersehen, Liebster!

Aus dem Pflanzenleben.

Bakterienpflanzen. Daß an den Wurzeln gewisser Pflanzen Bakterien leben, wobei sowohl Wirt als Gast Nutzen ziehen, ist seit längerer Zeit bekannt. So weiß man beispielsweise, daß gewisse Orchideen nur bei Anwesenheit eines bestimmten Wurzelpilzes keimen können. Weiter kennt man die innige Lebensgemeinschaft zwischen Bakterien und Hülsenfrüchtlern (Erbsen, Biele usw.), bei der die Pflanze der Bakterie Kost und Logis verabsolgt, während die Bakterie den freien Luftstickstoff in eine für die Pflanze aufnahmefähige Form umwandelt. Neuerdings ist nun auch ein Zusammenleben zwischen Pflanze und Bakterie an oberirdischen Pflanzenteilen festgestellt worden.

Da ist z. B. die krause Spießblume, *Ardisia crispa*, ein kleiner, immergrüner Strauch, der in China und Japan zu Hause ist; er wird von unseren Gärtnern in Töpfen gezogen und bildet eine im Winter gern gekaufte Zimmerpflanze. Seine erbsengroßen schon scharlachrot gefärbten Beerentrüchte leuchten hell aus der lederartigen, dunkelgrünen Belaubung heraus. Die Ränder der elliptischen Blätter tragen in regelmäßiger Anordnung kleine Anschwellungen. In diesen Gebilden hat nun Professor Dr. Niehe wuchernde Bakterien gefunden, deren Entwicklung er eingehend studierte. Dabei zeigte sich, daß die Bakterien bereits an den Vegetationspunkten — das sind die Spitzen der weiterwachsenden Triebe — zu finden sind. Hier umgeben sie auch die Anlagen zu den neuen Blättern. In einem gewissen Stadium der Entwicklung läßt das junge Blatt große Spaltöffnungen an den Rändern erstehen, durch die die Bakterien Zugang zum Innern des Blattes finden. Nach Einzug der Bakterien schließen sich die Spaltöffnungen wieder. Und nun bilden sich die von den Bakterien bezogenen Zellengewebe zu dem schon genannten Anschwellungen um. Die Bakterien sitzen aber nicht nur in den Blatt-rändern, sondern kommen auch in die Fruchtanlage hinein und dann in das Samenkorn. So sorgt also jede *Ardisia*-pflanze, daß die Kinder ihr Bakterienteil mitbekommen. Es ist dies der erste bekannt gewordene Fall aus dem Pflanzenleben, in dem die Bakterien von den Eltern auf die Nachkommen vererbt werden.

Die Annahme, daß diese Bakterien in ähnlicher Weise wie bei den Hülsenfrüchtlern stickstoffbindend wirken, hat sich als irrig erwiesen. Bei Versuchen zeigte sich nämlich, daß in Reinkulturen die Bakterien ohne Stickstoff im Nährsubstrat nicht lebensfähig waren. Wenn nun auch der Forscher seither noch keine Möglichkeit sah, einen Nutzen aus der Anwesenheit der Bakterien für die Pflanze nachzuweisen, so darf doch wohl mit Bestimmtheit ein solcher vorausgesetzt werden; es gilt eben noch, diesen aufzuspüren.

Andere Forscher haben auf Java an verschiedenen Pflanzen ähnliche Verhältnisse mit Bakterien entdeckt. Bei diesen Pflanzen soll weiter nachgewiesen sein, daß die Bakterien stickstoffbindend wirken.